

Unter dieser doppelten Betrachtungsweise ist eine sprachliche Einheit vergleichbar mit einem bestimmten Teil eines Gebäudes, z. B. einer Säule; diese steht einerseits in einer gewissen Beziehung mit dem Architrav, den sie trägt. Diese Gruppierung zweier gleichermaßen gegenwärtigen Einheiten im Raum erinnert an die syntagmatische Beziehung; andererseits, wenn eine Säule von dorischer Ordnung ist, dann ruft sie im Geist einen Vergleich mit andern Stilarten (jonisch, korinthisch usw.) hervor, welche im Raume nicht vorhandene Bestandteile sind: die Beziehung ist assoziativ.

Jede dieser beiden Arten von Zuordnung erfordert einige besondere Bemerkungen.

Quelle:

Bühler, Karl (1934).
Sprachtheorie. Stuttgart: G. Fischer.

S. 2-28, 52-57, 79-82,

102-107.

aus:

Hoffmann, L. (Hrsg.) (2000).
Sprachwissenschaft. Ein Reader.
(2. Aufl.). Berlin/ New York:
W. de Gruyter.

K. Bühler

Sprachtheorie:

- Das Organonmodell der Sprache
- Sprechhandlung und Sprachwerk; Sprechakt und Sprachgebilde
- Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter
- Die Origo des Zeigfelds und ihre Markierung

§ 2. Das Organonmodell der Sprache (A)

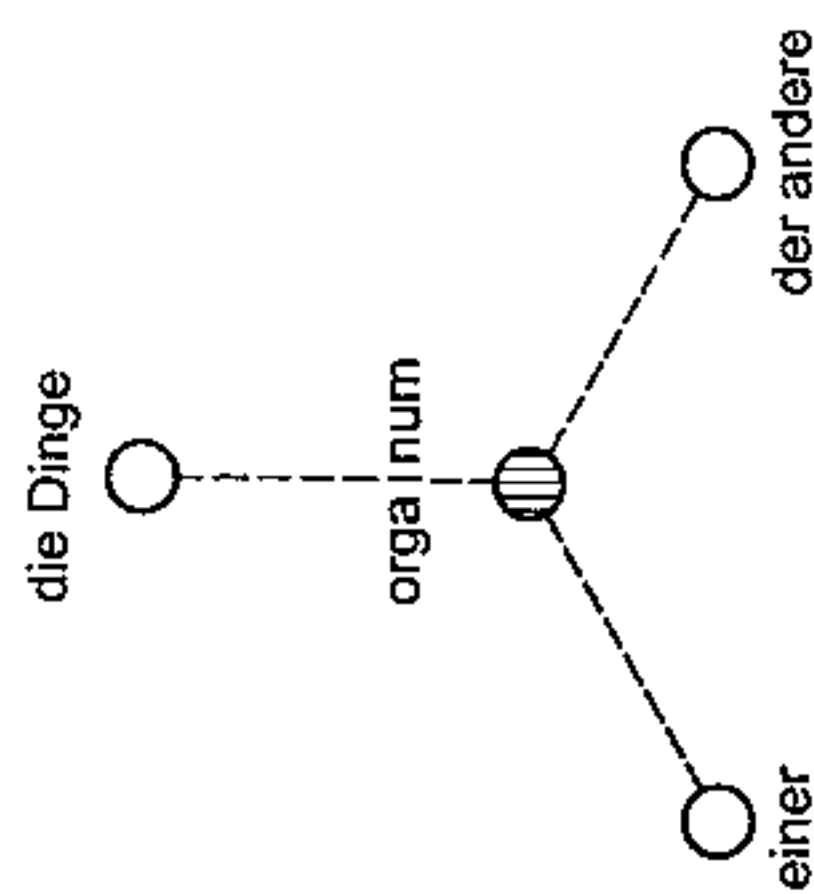
Das Sprechereignis hat vielerlei Ursachen (oder Motive) und Standorte im Leben des Menschen. Es verläßt den Einsamen in der Wüste und den Träumenden im Schlafe nicht völlig, verstummt aber dann und wann sowohl in gleichgültigen wie in entscheidenden Augenblicken. Und zwar nicht nur beim einsam Reflektierenden und sprachlos Schaffenden, sondern manchmal mitten im Zuge eines Geschehens zwischen Ich und Du oder im Wirverbande, wo man es sonst ganz regelmäßig antrifft. Gleichweit von der Wahrheit eines Gesetzes entfernt sind alle summarischen Regeln der Weisheitslehre, die sich mit diesem wetterartig wechselnden Auftreten des menschlichen Sprechens beschäftigen. „Spricht die Seele“, so spricht schon, ach, die Seele nicht mehr“; ebenso hört man: die tiefste Antwort des befragten Gewissens sei Schweigen. Wogegen andere ins Feld führen, Sprechen und Menschsein komme auf ein und dasselbe hinaus oder es sei das Medium, die Fassung der Sprache (genauer der Muttersprache), in der allein uns Außenwelt und Innenwelt gegeben und erschließbar werden; zum mindesten soll Denken und Sprechen dasselbe, nämlich Logos, und das stumme Denken nur ein unhörbares Sprechen sein.

Wir suchen am Ausgang keinen Konflikt mit den Weisheitslehrern, sondern ein Modell des ausgewachsenen konkreten Sprechereignisses samt den Lebensumständen, in denen es einigermaßen regelmäßig auftritt. Ich denke, es war ein guter Griff PLATONS, wenn er im Kratylos angibt, die Sprache sei ein *organum*, um einer dem anderen etwas mitzuteilen über die Dinge. Daß solche Mitteilungen vorkommen, ist keine Frage, und der Vorteil, von ihnen auszugehen, liegt darin beschlossen, daß man alle oder die meisten anderen Fälle aus dem einen Hauptfall durch Reduktion gewinnen kann; denn die

sprachliche Mitteilung ist die an Grundbezügen reichste Erscheinungsform des konkreten Sprechereignisses. Die Aufzählung *einer* – *dem andern* – *über die Dinge* nennt nicht weniger als drei Relationsfundamente. Man zeichne ein Schema auf ein Blatt Papier, drei Punkte wie zu einem Dreieck gruppiert, einen vierten in die Mitte und fange an darüber nachzudenken, was dieses Schema zu symbolisieren imstande ist. Der vierte Punkt in der Mitte symbolisiert das sinnlich wahrnehmbare, gewöhnlich akustische Phänomen, welches offenbar zu allen drei Fundamenten an den Ecken in *irgendeiner* Relation stehen muß, sei es nun eine direkte oder eine vermittelte Relation. Wir ziehen gestrichelte Linien von dem Zentrum zu den Eckpunkten unseres Schemas und überlegen, was diese gestrichelten Linien symbolisieren.

1. Was heute jedem unbefangenen Ausbeuter dieser Punkt-Strich-Figur zuerst einfällt, ist eine direkte Kausalbeziehung. Der „eine“ erzeugt das Schallphänomen und auf den „andern“ wirkt es als Reiz, es ist also effectus und efficiens. Um auch der dritten gestrichelten Linie einen Sinn zu verleihen, kann man verschieden vorgehen. Das Einfachste ist, man deutet sie als einen komplexen, durch Zwischenfundamente vermittelten Kausalzusammenhang von Ereignissen um das Sprechen herum. Gesetzt, das Produzieren des Schallphänomens sei im Sprecher angeregt durch einen zeitlich vorausgehenden Sinnesreiz, der von einem Ding im Wahrnehmungsfeld herkommt, und das Hören des sprachlichen Schallphänomens stimuliere den Hörer zur Hinwendung der Augen auf dasselbe Ding. Also zum Beispiel: Zwei Menschen im Zimmer – der eine beachtet ein Prasseln, blickt zum Fenster und sagt: *es regnet* – auch der andere blickt dorthin, sei es direkt vom Hören des Wortes oder sei es vom Blick auf den Sprecher dazu verleitet¹. Das kommt vor und dabei ist der Zirkel ja in der schönsten Weise geschlossen.

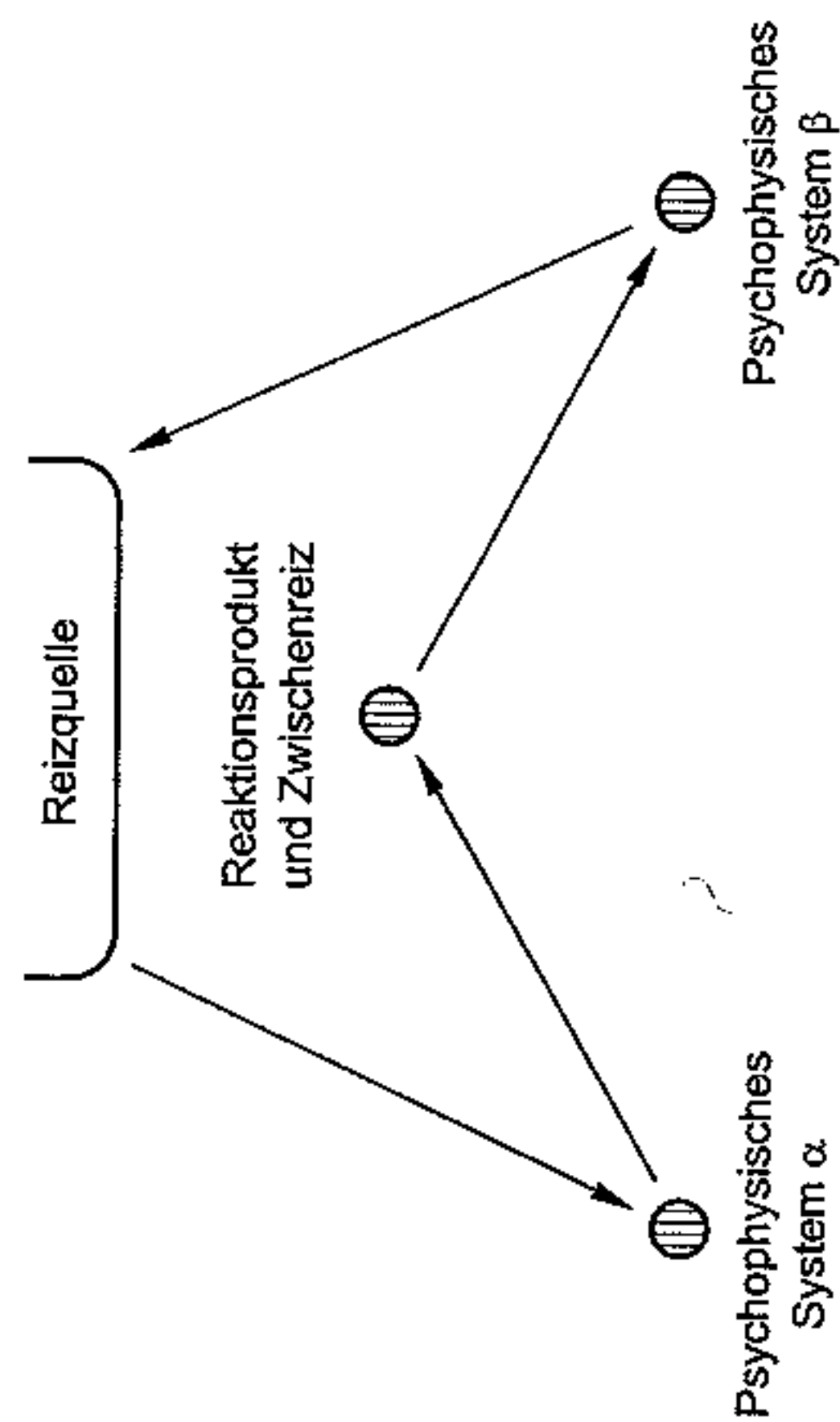
1 Dies Regenbeispiel ist erörtert in ALAN GARDINERS ansprechendem Buch „The theory of speech and language“ 1932. Ich bestätige dem verehrten Autor gern, daß ich es 1931 in London am Dreifundamentenschema auf der Tafel durchgesprochen habe, ohne zu wissen, daß er es 10 Jahre vorher schon aufgezeichnet hatte. Vielleicht ist das Londoner Klima für die Gleichförmigkeit der Exempelwahl verantwortlich. Das Dreifundamentenschema selbst ist von keinem von uns beiden, sondern von PLATON zuerst soweit konzipiert worden, daß es ein Logiker aus PLATONS Ansatz herauslesen konnte. Als ich es 1918 in dem Aufsatz „Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes“ (Indog. Jahrbuch 6) ausführte, dachte auch ich nicht an PLATON, sondern wie GARDNER an die Sache und sah das Modell vor mir. Die Titel meiner zwei Vorträge im University College in London waren 1. Structure of language, 2. Psychology of speech. Im Anschluß an sie hatte ich mit GARDNER jene von ihm erwähnten eingehenden Diskussionen, die uns beiden offenbarten, daß er vom Ägyptischen und ich vom Deutschen her „die“ Sprache der Menschen übereinstimmend beurteilten.



Figur 1

Wem's beliebt, der kann nun das Geschehen in dem so geschlossenen Kreise sogar fortlaufen lassen wie auf einer Schraube ohne Ende. Ist das Ding oder Ereignis reich genug für immer neue Anregungen, die abwechselnd der eine oder andere Partner aufnimmt, spricht der Vorfall die beiden ausgiebig an (wie man markant zu sagen pflegt), so werden sie sich eine Zeitlang im beobachtenden Abtasten und Bereden des Dinges oder der Affäre in Dialogform ergehen.

Vom illustrierenden Beispiel weg nunmehr wieder an das Modell gedacht, so wäre die Kausalkette in der primären, noch wahrnehmungsgestützten Mitteilung durch Laute im Schema der Figur 2 festzuhalten. Was sagt die Sprachtheorie dazu? Eine Kausalbeziehung, irgendeine Kausalbeziehung ist im Gesamtrahmen der linguistischen Analyse der konkreten Sprechvorgänge ebenso unvermeidlich, wie z.B. in der Rekonstruktion eines Verbrechens. Der Richter muß im Strafprozeß nicht nur die Tat als dies Ver-



Figur 2

brechen, sondern auch den Angeklagten als Täter bestimmen, um ihn zu verurteilen. Das Zuschreiben der Tat wäre ohne den Kausalgedanken in irgendeiner Form ein (rein logisch gesehen) sinnloses Unterfangen. Allein das Zuredenken der Kausalidee stößt in der Rechtssphäre auf wohlbekannte Schwierigkeiten. Ich behaupte, daß auf Schwierigkeiten derselben Art auch die zu primitive Vorstellung der alten Psychophysik vom „Kreislauf des Sprechens“ (DE SAUSSURE) stößt; es sind noch einmal dieselben, wie sie im Kerngebiet der Psychologie ganz allgemein manifest werden. Wir beginnen heute zu ahnen, wo der Rechenfehler liegt: die Systeme α und β in der Kette fungieren als weitgehend autonome Stationen. Der Reizempfang gleicht im einfachsten Falle schon einer echten ‚Meldung‘ und die eigene Sendung ist stets eine ‚Handlung‘.

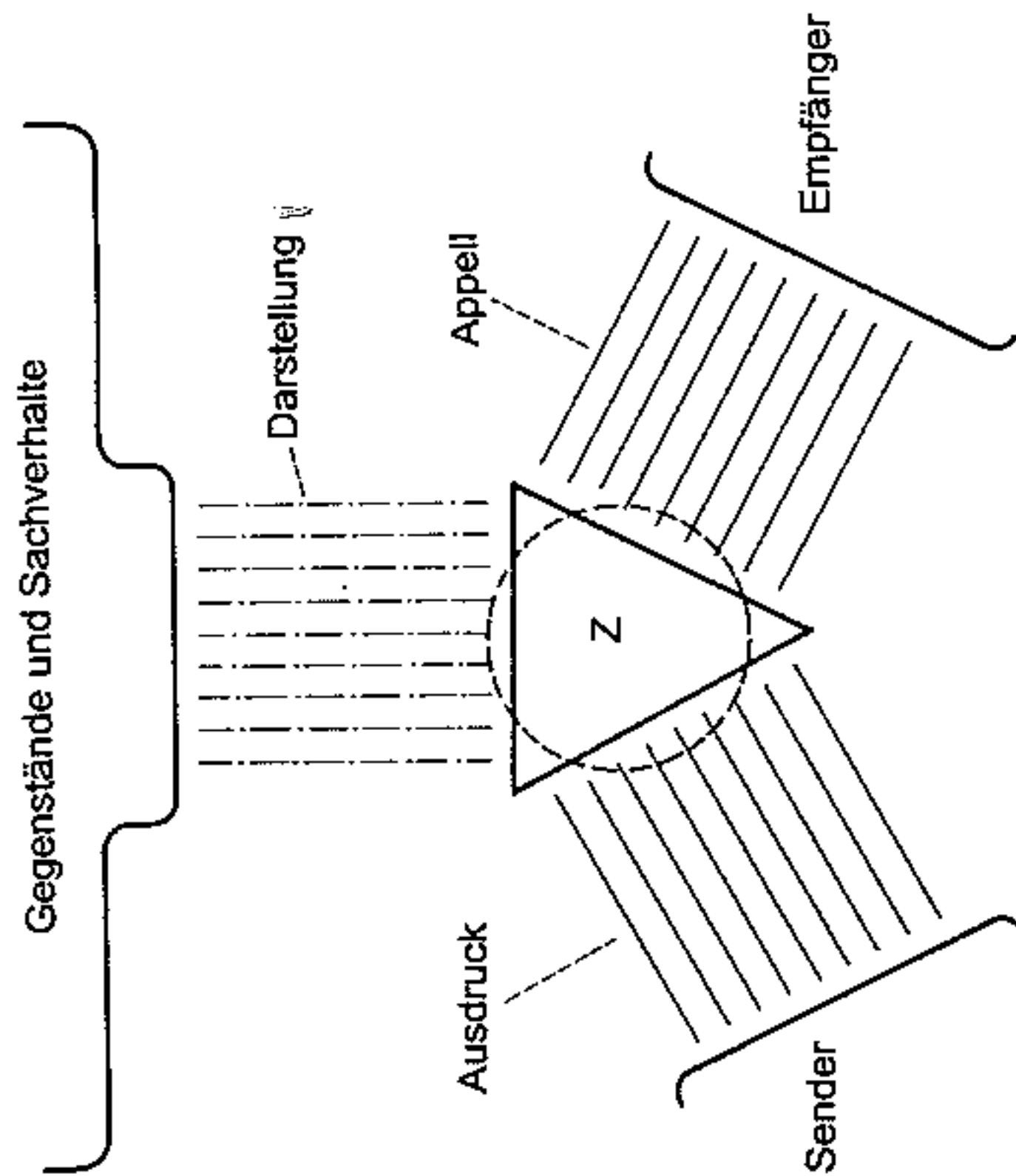
Das Forschungsprogramm, welches der robuste Behaviorismus mit jungellichem Elan zuerst an Tieren und am menschlichen Säugling zu verifizieren begann, enthielt noch die alte Formel und versuchte das Gesamtgeschehen in Reflexe aufzulösen; doch heute ist auf der ganzen Linie ein Umschwung im Gange. Ich formuliere hier einen einzigen Satz darüber, der genügt, um unsere Aufforderung, den Dingen ihr wahres Gesicht abzugewinnen, auch von dieser Seite her voll auf zu rechtfertigen. Gleichviel, ob man die nach meiner Auffassung besten Ausgangswerke des amerikanischen Behaviorismus von JENNINGS und THORNDIKE oder den modernsten zusammenfassenden Bericht von ICHLONSKI über die Erfolge der Russen um PAWLOW und BECHTEREW oder die ausgeführte behavioristische Sprachtheorie der Philosophin G.A. DE LAGUNA aufschlägt, so springt dem, der den Blick für das eigentliche Problem nicht verloren hat, sofort in die Augen, daß die Forscher von Anfang an und bis heute von der Sache her zu der entscheidenden Programmentgehung gezwungen waren.

Sie konnten und können nicht vorwärts kommen ohne einen *sematologischen* Grundbegriff in ihrer Rechnung, ohne den Begriff des Signals. Er wurde von JENNINGS theoretisch unbeschwert in Gestalt der „repräsentativen Reize“ (unser: aliquid stat pro aliquo, über das in B Rechenschaft abgelegt wird) eingeführt, er erscheint bei ICHLONSKI wieder eingekleidet in eine als-ob-Betrachtung und ist bei DE LAGUNA von Anfang an und unabgeleitet im Konzept enthalten. Und dieser echte Zeichenbegriff hat seinen logischen Ort im Programm der Behavioristen nicht etwa irgendwo an der Peripherie des Erforschten, sondern ganz im Zentrum, derart, daß er z.B. zum Inventar jedes Theoretikers, der die Tatsachen des tierischen Lernens begreiflich machen will, faktisch gehört oder gehören sollte. Denn wo er nicht vorkommt, da wird eine Lücke oder ein Sprung sichtbar an der Stelle, wo er stehen müßte. Das ganze Steckenbleiben der behavioristischen Theorie, ihre Aufsplitterung in mehr als sieben Regenbogenfarben am Lernprozeß, über den die Bücher und Zeitschriften der amerikanischen Psychologen gefüllt sind, hätte vielleicht von einer umsichtigen Sematologie aus vorausgesagt werden können. Jedenfalls aber ist das bequemere Prophezeien post festum und etwas mehr noch, nämlich eine durchsichtige lo-

gische Ordnung der Meinungsdifferenzen über den Lernprozeß von hier aus möglich. Was ich sage, muß einstweilen ohne detaillierte Belege stehen bleiben; die Sprachtheorie muß ein eigenes Kapitel über die Signalfunktion der Sprache enthalten, dort ist der Ort für Einzelheiten. Dort wird auch zu zeigen sein, daß im Schoße der Biologie selbst wie eine Art HEGELSche Antithese zum mechanistischen Behaviorismus der UEXÜLLSche Ansatz entstanden ist, welcher von vornherein in seinen Grundbegriffen „Merkzeichen“ und „Wirkzeichen“ sematologisch orientiert ist. Paradigmatisch rein wird der Umschwung, von dem ich spreche, vollzogen in dem ausgezeichneten Werke von E.C. TOLMAN „Purposive behavior“ (1932).

Das Kleingedruckte ist, so wie es dasteht, für europäische Sprachforscher nicht aktuell und hätte wegleiben können; doch galt es am systematischen Ort, den konsequentesten Vorstoß des modernen Stoffdenkens zu erwähnen und die Schwierigkeiten, in denen er vorläufig stecken blieb, zu notieren. Sein Vorläufer in der Psychologie und Sprachforschung des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist nur ein inkonsequentes und stammelndes Baby im Vergleich mit dem Programm des physikalistischen Behaviorismus, der den flatus-vocis-Nominalismus des beginnenden Mittelalters in moderner Form erneuert hat. Das einfachste und wahrhaft durchschlagende Argument eines Sprachforschers gegen ihn bietet z.B. der Tatbestand der Phonologie. Die psychologischen Systeme der Sprechpartner produzieren und verarbeiten faktisch die flatus vocis in ganz anderer Art und Weise, als es die zu einfache alte Formel voraussetzt. Die psychophysischen Systeme sind *Selektoren* als Empfänger und arbeiten nach dem Prinzip der abstraktiven Relevanz, worüber das Axiom B Aufschluß bieten wird, und die psychophysischen Systeme sind *Formungsstationen* als Sender. Beides gehört zur Einrichtung des Signalverkehrs.

2. Wir respektieren diese Tatsachen und zeichnen das Organon-Modell der Sprache ein zweites Mal in der Figur 3. Der Kreis in der Mitte symbolisiert das konkrete Schallphänomen. Drei variable Momente an ihm sind berufen, es dreimal verschieden zum Rang eines Zeichens zu erheben. Die Seiten des eingezeichneten Dreiecks symbolisieren diese drei Momente. Das Dreieck umschließt in einer Hinsicht weniger als der Kreis (Prinzip der abstraktiven Relevanz). In anderer Richtung wieder greift es über den Kreis hinaus, um anzudeuten, daß das sinnlich Gegebene stets eine apperzeptive Ergänzung erfährt. Die Linien scharen symbolisieren die semantischen Funktionen des (komplexen) Sprachzeichens. Es ist *Symbol* kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten, *Symptom* (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt, und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer, dessen äußeres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen. [...]



Figur 3

§ 4. Sprechhandlung und Sprachwerk; Sprechakt und Sprachgebilde (C)

[...] jedes konkrete Sprechen steht im Lebensverbände mit dem übrigen sinnvollen Verhalten eines Menschen; es steht unter Handlungen und ist selbst eine Handlung. In gegebener Situation sehen wir, daß ein Mensch das eine Mal mit den Händen zugreift und das Greifbare, die körperlichen Dinge, behandelt, sich an ihnen betätigt. Ein andermal sehen wir, daß er den Mund aufzut und spricht. In beiden Fällen erweist sich das Geschehen, das wir beobachten können, gesteuert auf ein Ziel hin, auf etwas, was erreicht werden soll. Und genau das ist es, was der Psychologe eine Handlung nennt. Die deutsche Umgangssprache hat den wissenschaftlichen Terminus „Handlung“ vorbereitet und nahegelegt. Wir verallgemeinern schon im täglichen Leben, wir nennen nicht nur die Manipulationen, worin die Hände tatsächlich im Spiele und tätig sind, Handlungen, sondern auch andere, wir nennen alle zielgesteuerten Tätigkeiten des *ganzen* Menschen Handlungen. Die vergleichende Psychologie verwendet den Terminus sogar für die Tiere, doch interessiert uns das vorerst nicht besonders.

Mich dünkt, es sei so etwas wie ein Ariadnefaden, der aus allerhand nur halb begriffenen Verwicklungen herausführt, gefunden, wenn man das Sprechen entschlossen als Handlung (und das ist die volle Praxis im Sinne des

ARISTOTELES) bestimmt. Im Vorblick auf Späteres sei angemerkt, daß der Einbau des Sprechens in anderes sinnvolles Verhalten einen eigenen Namen verdient; wir werden *empraktische* Reden, die unvollendet anmuten, als eine Hauptgruppe der sogenannten Ellipsen kennen lernen und von da aus die ganze Ellipsenfrage ordentlich bereinigen. Ist man aber überhaupt einmal auf das Faktum des Einbaus aufmerksam geworden, so empfiehlt es sich, die möglichen und bald so, bald anders *relevanten Umfelder* der Sprachzeichen systematisch aufzusuchen; das geschieht in § 10. Hier aber ist die Stelle, wo das Sprechen selbst als Handlung betrachtet werden muß. Dem antiken Denken, welches Sprache und Logos völlig oder fast völlig identifizierte, ist die Fruchtbarkeit gerade dieses Gesichtspunktes entgangen; abgesehen vielleicht von einem Restchen in der berühmten „Zustimmung“ (*συνκατάθεσις*) der Stoiker. Doch lassen wir das Historische beiseite.

Zu einer begrifflich scharfen Abhebung der Sprechhandlung vom Sprachwerk liefert ARISTOTELES die Kategorien und das spielende Kind die durchsichtigsten Beobachtungsdaten. ARISTOTELES denkt uns im ersten Schritt einer wichtigen Begriffsreihe die Scheidung menschlichen Verhaltens in Theoria und Praxis vor, um dann im zweiten Schritt von der *Praxis* im engeren Sinn die *Poesis* abzusondern; was wir brauchen, ist die zweite Scheidung. Das Kind von 2–4 Jahren und darüber übt uns spielend erst Praxis und dann Poesis vor; das Kind kommt langsam Schritt für Schritt und abgestuft an verschiedenem Materiale zur Herstellung, zur „Werkreife“ nach CH. BÜHLER. Die ersten Illusionsspiele des Kindes haben zum Thema das Handeln der Erwachsenen, die späteren *Werkspiele* des Kindes haben zum Thema die Herstellung von dem, was Menschen machen. Es ist ein großer, greifbarer Unterschied zwischen Handlungsspielen und Werkspielen; denn bei jenen wird am Material nur flüchtig und symbolisierend angedeutet, was mit ihm und an ihm geschehen *sollte*. Dann aber kommt das Kind weiter und lernt (was gar nicht selbstverständlich ist) das Produkt seines Tuns als Werk zu sehen. Erste Andeutung, daß es geschehen wird, ist jenes erhebende Betrachten, Bestaunen und Bestaunenlassen post festum dessen, was beim Hantieren entstand; wobei das Kind (auf seiner Stufe natürlich) die Feiertagshaltung der SCHILLERSchen Glocke einnimmt; den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt. Es ist noch gar kein Mann oder schaffen der Mensch, wer dies überhaupt nicht tut. Die Rückschau aufs Fertige, zufällig fertig Gewordene ist beim spielenden Kinde ein Anstoß, es folgt die entscheidende Phase, wo das in einer Konzeption vorweggenommene Resultat des Tuns schon *prospektiv* die Betätigung am Material zu steuern beginnt und wo dann schließlich das Tun nicht mehr zur Ruhe kommt, bevor das Werk vollendet ist.

Genau so im Prinzip redet der Schaffende an einem Sprachwerk nicht wie der praktisch Handelnde redet; es gibt für uns alle Situationen, in denen das Problem des Augenblicks, die Aufgabe aus der Lebenslage redend gelöst wird: *Sprechhandlungen*. Und es gibt andere Gelegenheiten, wo wir schaffend an der adäquaten sprachlichen Fassung eines gegebenen Stoffes arbeiten und ein *Sprachwerk* hervorbringen. Dies also ist das Merkmal, welches im Begriff „Sprechhandlung“ unterstrichen werden muß und nicht wegzudenken ist, daß das Sprechen „erledigt“ (erfüllt) ist, in dem Maße, wie es die Aufgabe, das praktische Problem der Lage zu lösen, erfüllt hat. Aus der Sprechhandlung ist demnach die Crescenz (im Weinberg des praktischen Lebens) nicht wegzudenken, sie gehört dazu. Beim Sprachwerk dagegen ist es anders.

Das *Sprachwerk* als solches will entbunden aus dem Standort im individuellen Leben und Erleben seines Erzeugers betrachtbar und betrachtet sein. Das Produkt als Werk des Menschen will stets seiner Crescenz entbunden und selbstständig sein. Man verstehe uns recht: ein Produkt kommt stets heraus, wo ein Mensch den Mund aufzut; ein Produkt entsteht auch im reinsten Handlungsspiel des Kindes. Doch sehe man sich diese Produkte näher an; es sind in der Regel Fetzen, die das Spielzimmer erfüllen, solange noch Praxis gespielt wird; erst wenn Poesis gespielt wird, dann sind die Produkte „Bauten“ u. dgl.m. Genau so sind es nicht selten nur Redefetzen, die bei der rein empirischen Rede herauskommen, Ellipsen, Anakoluthe usw. Sie erfüllen ihren Zweck vorzüglich; ein Dummkopf, wer sie ausrorten wollte. Sie blühen auf in jeder dramatischen Rede, die ihren Namen verdient. Anders aber werden die Dinge (wieder wie im kindlichen Spiel), wenn diese Produkte *auf Entbarkeit* aus ihrer individuellen praktischen Crescenz *hin gestaltet werden*. Genau an diesem Punkte wird unsere Lehre vom Satz beginnen und nachweisen, wie die Erlösung des Satzes aus der Sprechsituation vonstatten geht.

2. Man muß die Dinge nach den höchsten Ordnungsgesichtspunkten von Praxis und Poesis einmal soweit aufgespalten haben, um danach das faktische Ineinander der Leitfäden im Falle des hochgeübten kultivierten Sprechers nicht zu leugnen, sondern als ein eigenes Problem und Thema allererst richtig zu sehen. Es gibt eine Kunst des schlagfertigen und treffsicheren Fassens und Gestaltens im praktisch fruchtbaren Augenblick. Doch bleiben wir wissenschaftlich abstrakt und einseitig, um zuzusehen, wohin im weiten Reich der Sprachtheorie die Werkbetrachtung und wohin die Analyse der Sprechbehandlung führt.

Hervorragende Sprachwerke sind wie andere Geschöpfe des Menschen, wie die neunte Symphonie und die Brooklynbridge und das Kraftwerk am Walchensee der Forschung bedeutsam in einmaligen Zügen von beson-

derer Qualität. Man kann am Werk Züge des Schöpfers und seines Schaffens, man kann noch vieles andere an ihm studieren. Wenn einem Kinde aus ungeheurer innerer Spannung zum erstenmal die sprachliche Fassung von dem und jenem, z. B. die Erzählung eines eindrucksvollen Vorgangs aus der Vergangenheit gelingt wie in *daten lalala* (Soldaten haben gesungen)², so sieht der Erforscher der Menschwerdung des Kindes eine bedeutsame Leistung in diesem „Sprachwerk“. Es gibt einen Dichter, der einen bestimmten Stoff so faßte:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Ob der Stoff ein äußeres Ereignis, Erlebnis oder sonst etwas ist, jedenfalls zielt die sprachliche Werkbetrachtung in allen Fällen auf die *Fassung* und in vielen Fällen minutiös auf die einmalige Fassung und Gestaltung als solche ab. Man sollte aber auch für die Erfassung des Einzelnen geeignete Kategorien haben; denn jede Wissenschaft ist auf „Prinzipien“ fundiert. Eine umsichtige Sprachtheorie muß Platz haben in ihrem Systeme auch für diesen Zweig der Sprachforschung. Die neuen Bewegungen im Hause der Wissenschaft vom Sprachwerk sind, soweit ich sehen kann, eine Wiederaufnahme dessen, was die Alten begonnen und schon sehr weit geführt hatten, geneigter als die Forscher im 19. Jahrhundert. Aus guten Gründen, wie mir scheint. O. WALZEL läßt in seinem Buche „Gehalt und Gestalt“ (S. 190) WILAMOWITZ zu Worte kommen, der schon 1905 den „unbestreitbar hohen und dauernden Wert der Stilistik des Hellenismus und ihrer viel älteren griechischen Vorarbeiten“ rühmt. „In dem Buch über den sprachlichen Ausdruck habe THEOPHRAST auf dem Boden des wunderbar feinen aristotelischen Buches, das wir jetzt als drittes der Rhetorik lesen, ein festgefügt System erbaut, namentlich durch die Anerkennung verschiedener Prosastile.“ Die Dinge liegen nicht auf unserem Wege; doch möchte ich in der Voranzeige schon darauf hinweisen, daß uns die Analyse der darstellenden Sprache völlig ungesucht an Stellen führen wird, wo zu sehen ist, wie die alten „genera dicendi oder orationis“ in erweitertem Horizonte neu entstehen können. Es ist dort nicht die Lyrik und nicht die Rhetorik im engeren Wortsinn, es ist der Unterschied der dramatischen und der epischen Sprache, auf den ein erstes Streiflicht fällt; vorbereitet ist das dramatische Moment in jeder anschaulich präsentierenden Rede und begrifflich faßbar wird etwas von ihm in der Deixis am Phan-

2 Vgl. den Fundbericht in meiner Geistigen Entwicklung des Kindes, 5. Aufl., S. 309f.

tasma', die in etwas verschiedener Form vom Dramatiker und vom Epiker eingesetzt und ausgenützt wird. Soviel hier von Sprachwerk.

In ein anderes Geleise führt die Aufgabe, eine Theorie der *Sprechhandlung* aufzubauen; überschlagen wir summarisch, was die Psychologie von heute dafür vorbereitet, aber noch nicht vollendet hat. Die neueste Psychologie ist drauf und dran, die tierische und menschliche Handlung wieder einmal mit neuen Augen zu sehen, und wird auf alle Fälle mit einem umfassenden und sorgfältig vorbereiteten Apparat von Fragen, Gesichtspunkten, Untersuchungsmöglichkeiten diese Aufgabe bewältigen. Denn alle die sonst soweit auseinanderstrebenden Richtungen der modernen Psychologie konvergieren im Faktum der Handlung und tragen heute schon faßbar jede das ihre zu seiner Aufhellung bei. In meiner Fassung der Axiomatik in den KANT-Studien sind einige Belege zu dieser These erbracht; ich will sie hier nicht reproduzieren, sondern nur das eine daraus unterstreichen, daß 'Handlung', wie immer man das Gemeinte wissenschaftlich fassen mag, ein *historischer* Begriff ist und auch in der Psychologie nichts anderes werden kann. Es gibt in jeder Handlung ein Feld; ich habe es vor Jahren schon *Aktionsfeld* genannt und in den KANT-Studien noch einmal die zwei Determinationsquellen jeder Handlung als *Bedürfnis* und *Gelegenheit* bestimmt. Daß es zwei sind, haben ARISTOTELES und GOETHE gewußt; derselbe Zweifaktoren-Ansatz, den ich für nötig halte, steht plastisch greifbar in GOETHEs physiognomischen Studien³. Doch es bedarf neben der Aufgliederung des Aktionsfeldes in seine zwei *präsent*en Bestimmungsmomente (der inneren und der äußeren Situation) einer hinreichenden *historischen* Kenntnis des Handelnden selbst, um einigermaßen präzise voraussagen, was geschehen wird oder nachher wissenschaftlich zu begreifen, was geschehen ist. Die Duplizität im Aktionsfeld und die Tatsache der nur historisch faßbaren Reaktions- oder Aktionsbasis, das sind die zwei wichtigsten Einsichten, die ich prinzipienmonistischen Neigungen gegenüber für unentbehrlich halte. Ich habe vor allem die Berliner Gestaltpsychologie im Auge.

Ist die Handlung eine Sprechhandlung (Parole), so weiß der Sachverständige sofort, was in diesem Fall unter dem Titel des individuell Erworbenen zu bringen ist: der gesamte *Lernwerb* des Sprecherkönnens natürlich bis zu der Stufe von Fertigkeit (oder Unfertigkeit), auf der man ihn im Moment des Handelns antrifft. Was alles dazu gehört, gibt man im ersten Aufriß am besten per exclusionem an. Das letzte vor allem muß ausgenommen sein, was außerdem noch in die (historische) Exposition hineingeht. Jede menschliche Handlung (wenn man genau zusieht, wohl auch auf anderem Entwick-

3 K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, S. 23 ff.

lungsplateau die tierische) hat, was man in einem spezifischen Sinn des Wortes ihre *Aktgeschichte* nennen kann. Versteht sich bald eine lange und reiche, bald eine kurze und arme Aktgeschichte. RASKOLNIKOW braucht Wochen vom ersten Auftauchen der Idee bis zur Handlung, eine lange und reichbewegte Aktgeschichte. Die Kriminalarchive, Romane und Dramen sind voll von anderen. Was es zu erfassen gilt, ist, daß von der Theorie Sekunden oder Bruchteile von Sekunden nicht vernachlässigt werden dürfen, wenn sie die denkbar kürzeste Aktgeschichte umschließen. Gleichviel, ob sie in der schlagfertigen Rede nach Bruchteilen von Sekunden oder sonstwo länger zu bemessen ist, so ist die Aktgeschichte ein Faktum, das die Denkpsychologen in ihren Protokollen so präzise als möglich zu fixieren und wissenschaftlich zu begreifen versuchten. In der Linguistik hatte man vor der Denkpsychologie nur ganz schematische Vorstellungen, z. B. von der Aktgeschichte eines Satzes, und formulierte dies schematische Wissen aus der unkontrollierten Alltagserfahrung so, wie es noch bei WUNDT und H. PAUL zu lesen ist. Die Diskussion zwischen beiden darüber, ob dies Geschehen eine Ausgliederung (Analysis) oder ein Aufbau (Synthesis) sei, entsprang aus einer sehr mangelhaften Kenntnis von der faktischen Mannigfaltigkeit der Aktgeschichten in konkreten Fällen.

3. An dritter Stelle etwas von dem ältesten Besitz der Sprachwissenschaft, von der Gebildelehre. Der logische Charakter der *Sprachgebilde* ist von keinem neueren Linguisten und direkt aus der eigenen erfolgreichen Forschungsarbeit heraus so treffend beschrieben worden wie von F. DE SAUSSURE. Nur ist es bei der „Beschreibung“ geblieben und keine konsequente begriffliche Erfassung daraus entstanden. Geordnet aufgezählt sind es folgende Angaben über den Gegenstand der linguistique de la langue, die von DE SAUSSURE gemacht werden. *Erstens*, methodisch voran steht die Erkenntnis von der reinlichen *Ablösbarkeit* des „Objektes“ der linguistique de la langue. „Die Wissenschaft von der Sprache (la langue) kann nicht nur der anderen Elemente der menschlichen Rede entraten, sondern sie ist überhaupt nur möglich, wenn diese anderen Elemente nicht damit verquickt werden.“ Da spricht die Weisheit des erfolgreichen empirischen Forschers und harrt nur einer logisch scharfen Auslegung, um des Scheins von Paradoxie, den sie mitbringen mag, entledigt zu werden; es ist die Erkenntnis von der Erlösung der Sprachgebilde (ihrem Funktionswerte nach) aus den Umständen der konkreten Sprechsituation. Das *zweite* ist die Anwendung des Schlüsselsatzes von der Zeichennatur der Sprache: „Die Sprache (la langue) ist ein System von Zeichen, in dem einzig die *Verbindung von Sinn und Lautzeichen* wesentlich ist.“ Man ersetze die unbrauchbare Deutung dieser „Verbindung“

als einer Assoziation durch etwas Besseres, und die Verstrickung in unlösbare Scheinprobleme wird behoben, ein wahres Rattennest von Unzulänglichkeiten wird getilgt sein. Bestehen bleibt die Erkenntnis, daß die *schematischen Relationen* in der Tat den Gegenstand ‚Sprache‘ konstituieren. Es fehlt auch drittens nicht an einer konsequenten Durchführung dieses regulativen Grundsatzes an allen Sprachgebilden. DE SAUSSURE ist seiner Zeit vorausgeeilt und einer Konzeption der Phonologie so nahe gekommen, daß eigentlich nur noch eines in seinem Konzepte fehlte, nämlich die Angabe, wie sich die Phonologie zur Phonetik verhält. Warum die Phonetik daneben bestehen bleiben muß und warum sie den Weg einer exakten Naturwissenschaft zu seiner Zeit schon eingeschlagen hatte, das blieb DE SAUSSURE verborgen. Doch weiter: er hat viertens den intersubjektiven Charakter der Sprachgebilde und im Zusammenhang damit ihre *Unabhängigkeit vom einzelnen Sprecher* einer Sprachgemeinschaft scharf, in einigem vielleicht sogar überspitzt herausgearbeitet. La langue „ist unabhängig vom Einzelnen, welcher für sich allein sie weder schaffen noch umgestalten kann; sie besteht nur kraft einer Art von Konvention zwischen den Gliedern der Sprachgemeinschaft“. Das gilt überall nur bis an gewisse Grenzen; es gilt nicht mehr in jenen Freiheitsgraden, worin eine echte „Bedeutungsverleihung“ an das Sprachzeichen stattfindet; es gilt nicht, wo Neuerungen von sprachschöpferischen Sprechern angeregt und von der Gemeinschaft angenommen werden. Davon später mehr in dem Abschnitt vom Sprechakte. Vorerst stehen noch die Sprachgebilde zur Diskussion.

Die Synopsis und ein Ausdenken der vier Angaben DE SAUSSURES muß die Frage nach dem logischen Charakter der Sprachgebilde befriedigend zu beantworten imstande sein. Ausgeschlossen ist die von DE SAUSSURE noch nicht überwundene Metzgeranalyse, nach welcher la langue ein „Gegenstand konkreter Art“ sei und daß er „lokalisiert“ werden könne „in demjenigen Teil des Kreislaufs, wo ein Lautbild sich einer Vorstellung (= Sachvorstellung) assoziiert“ (17). Schroff gegen diese verhängnisvollste aller Stoffentgleisungen wird von uns erstens die These von der *Idealität* des Gegenstandes ‚Sprache‘, wie er von der üblichen Sprachwissenschaft gefaßt und behandelt wird, zu vertreten und zweitens wird der prinzipielle Mißgriff aufzudecken und als Mißgriff zu entlarven sein, den all jene getan haben, die im Banne der klassischen Assoziationstheorie die zweifelsfrei nachzuweisenden Komplexions- und Verlaufsverkettenungen in unserem Vorstellungsleben verwechseln mit dem *Bedeutungserlebnis*. [...]

II. Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter

Die Arm- und Fingergeste des Menschen, der unser Zeigefinger den Namen verdankt, kehrt nachgebildet im ausgestreckten „Arm“ der Wegweiser wieder und ist neben dem Sinnbild des Pfeiles ein weit verbreitetes Weg- oder Richtungszeichen. Moderne Denker wie FREYER und KLAGES haben dieser Geste verdiente Beachtung geschenkt und sie als spezifisch menschlich charakterisiert. Es gibt mehr als nur eine Art gestenhaft zu deuten; doch bleiben wir beim Wegweiser: an Wegverzweigungen oder irgendwo im weglosen Gelände ist weithin sichtbar ein ‚Arm‘, ein ‚Pfeil‘ errichtet; ein Arm oder Pfeil, der gewöhnlich einen Ortsnamen trägt. Er tut dem Wanderer gute Dienste, wenn alles klappt, wozu vorweg nötig ist, daß er in seinem *Zeigfeld* richtig steht. Kaum mehr als diese triviale Einsicht soll mitgenommen und die Frage erhoben werden, ob es unter den lautsprachlichen Zeichen solche gibt, welche wie Wegweiser fungieren. Die Antwort lautet: ja, ähnlich fungieren Zeigwörter wie *hier* und *dort*.

Allein das konkrete Sprechereignis unterscheidet sich vom unbewegten Dastehen des hölzernen Armes im Gelände in dem einen wichtigen Punkte, daß es ein Ereignis ist. Noch mehr: es ist eine komplexe menschliche Handlung. Und in ihr hat der Sender nicht nur wie der Wegweiser eine bestimmte Position im Gelände, sondern er spielt auch eine *Rolle*, die Rolle des Senders abgehoben von der Rolle des Empfängers. Denn es gehören zwei nicht nur zum Heiraten, sondern zu jedem sozialen Geschehen und das konkrete Sprechereignis muß am vollen Modell des Sprechverkehrs zuerst beschrieben werden. Wenn ein Sprecher auf den Sender des aktuellen Wortes „verweisen will“, dann sagt er *ich*, und wenn er auf den Empfänger verweisen will, dann sagt er *du*. Auch ‚ich‘ und ‚du‘ sind Zeigwörter und primär nichts anderes. Wenn man den üblichen Namen Personalia, den sie tragen, zurückübersetzt ins Griechische Prosopon gleich ‚Antlitz, Maske oder Rolle‘, verschwindet etwas von dem ersten Erstaunen über unsere These; es ist primär nichts anderes als die Rolle des Senders im aktuellen Signalverkehr, was den jeweils mit *ich* getroffenen Menschen charakterisiert, und primär nichts anderes als die Rolle des Empfängers, was den *du* charakterisiert. Das haben die ersten griechischen Grammatiker mit voller Klarheit erfaßt und die Personalia unter die deiktischen Sprachzeichen eingereiht.

Die ältesten Dokumente der indogermanischen Sprachgeschichte fordern genau so wie die Sache selbst von uns, daß wir beim Klassennamen ‚deiktische Sprachzeichen‘ zuerst an solche Wörter denken, die ob ihres Widerstandes gegen eine Aufnahme unter die beugsamen (z.B. deklinierbaren) Nennwörter von den Sprachgelehrten ‚Zeigpartikeln‘ mehr gescholten als ge-

nannt worden sind; was man nicht deklinieren kann, das sieht man als Partikel an. Die sematologische Analyse ist keineswegs blind für die Funktion der schließlich doch deklinierten, im Symbolfeld der Sprache pro nominibus zu stehen und damit in den Rang der Pronomina aufzurücken. Der Vorschlag des Sprachtheoretikers, eine *distinctio rationis* vorzunehmen und zuerst das deiktische Moment, das ihnen auch als deklinierten Wörtern noch verbleibt, ins Auge zu fassen, findet seine definitive Rechtfertigung in der Tatsache, daß alles sprachlich Deiktische deshalb zusammengehört, weil es nicht im Symbolfeld, sondern im *Zeigfeld* der Sprache die Bedeutungserfüllung und Bedeutungspräzision von Fall zu Fall erfährt; und *nur* in ihm *erfahren kann*. Was ‚hier‘ und ‚dort‘ ist, wechselt mit der Position des Sprechers genau so, wie das ‚ich‘ und ‚du‘ mit dem Umschlag der Sender- und Empfängerrolle von einem auf den anderen Sprechpartner überspringt. Der Begriff *Zeigfeld* ist berufen, diesen uns ebenso vertrauten wie merkwürdigen Tatbestand zum Ausgang der Betrachtung zu machen.

Daß es in der Sprache nur ein einziges *Zeigfeld* gibt und wie die Bedeutungserfüllung der Zeigwörter an sinnliche Zeighilfen gebunden, auf sie und ihre Äquivalente angewiesen bleibt, ist die tragende Behauptung, die ausgelegt und begründet werden soll. Die Modi des Zeigens sind verschieden; ich kann *ad oculos* demonstrieren und in der situationsfernen Rede dieselben Zeigwörter *anaphorisch* gebrauchen. Es gibt noch einen dritten Modus, den wir als *Deixis am Phantasma* charakterisieren werden. Phänomenologisch aber gilt der Satz, daß der Zeigefinger, das natürliche Werkzeug der demonstratio ad oculos zwar ersetzt wird durch andere Zeighilfen; ersetzt schon in der Rede von präsenten Dingen. Doch kann die Hilfe, die er und seine Äquivalente leisten, niemals schlechterdings wegfallen und entbeht werden; auch nicht in der Anaphora, dem merkwürdigsten und spezifisch sprachlichen Modus des Zeigens. Diese Einsicht ist der Angelpunkt unserer Lehre vom *Zeigfeld* der Sprache.

Was ich Neues in diesen Dingen zu bieten vermag, soll als eine Vollendung dessen, was WEGENER und BRUGMANN begonnen haben, betrachtet werden. Vor ihnen schon und von den verschiedensten Erscheinungen her sind moderne Sprachforscher auf das Faktum gestoßen, daß die adäquate Analyse des konkreten Sprechereignisses ein weitgehendes Miterfassen der gegebenen Situationsmomente fordert. Aber erst WEGENER und BRUGMANN haben die Funktion der Zeigwörter sachentsprechend unter dem obersten Gesichtspunkt, daß sie *Signale* sind, beschrieben. Der Gattungsname ist diesen Forschern nicht, wohl aber der Bestimmungsgesichtspunkt geläufig. Doch verhält es sich mit ihrer neuartigen Beschreibung wie mit allem begrifflich zu Ordnenen, daß erst die Grenze des Verfahrens scharf erkennen läßt, was es

zu bieten vermag. Genau so wie die Zeigwörter fordern, daß man sie als Signale bestimmt, verlangen die Nennwörter eine andere, den Signalen inadäquate Bestimmung; nämlich die herkömmliche. Die Nennwörter fungieren als *Symbole* und erfahren ihre spezifische Bedeutungserfüllung und -präzision im synsemantischen Umfeld; ich schlage den Namen Symbolfeld für diese andere, keineswegs mit den Situationsmomenten zu verwechselnde Ordnung vor. Es ist also rein formal bestimmt eine *Zweifelderlehre*, die in diesem Buche vorgetragen wird.

Es ist das Kernstück, es ist die bevorzugte Technik der *anschaulichen* Sprache, was wir als *Zeigfeld* beschreiben; ich beginne mit einer psychologischen Erläuterung des sprachhistorischen Befundes im Bereich des Indogermanischen, wie ihn BRUGMANN geschildert hat in seiner programmatischen Abhandlung über die Demonstrativa⁴. Die Personalia sind dort nicht behandelt; sie parallel dazu aufzureihen und die unentbehrliche Zeighilfe, deren sie in der konkreten Sprechsituation teilhaftig werden, nachzuweisen, ist das zweite. Dann folgt die phänomenologische Scheidung von Zeigwörtern und Nennwörtern, eine Trennung, welche grundständig ist und sachgemäß unterstrichen werden muß; es war mir eine Ermutigung nachträglich zu finden, daß sie von den ersten griechischen Grammatikern genau so und an derselben Stelle wie es mir notwendig erschien, bereits gezogen worden war. Später kam eine gewisse Verdunkelung und Verwischung auf durch die Dominanz des Interesses an der Mischklasse der Pronomina; niemand wird ihre Existenz bestreiten, aber daß sie semantische Mischlinge sind, den Nachweis müssen sie sich gefallen lassen. Besonders aufklärend über den Bereich des Indogermanischen hinaus wird die Angelegenheit, wenn es vergleichbar zu unseren Pronomina in anderen Sprachfamilien Wortklassen gibt, die man phänomenologisch korrekt nicht als Pronomina, sondern als *Prodemonstrativa* auffassen muß, weil sie kurz gesagt nicht ein zeigendes Nennen, sondern ein nennendes Zeigen vollbringen. Davon handelt der Schlußabschnitt des Kapitels.

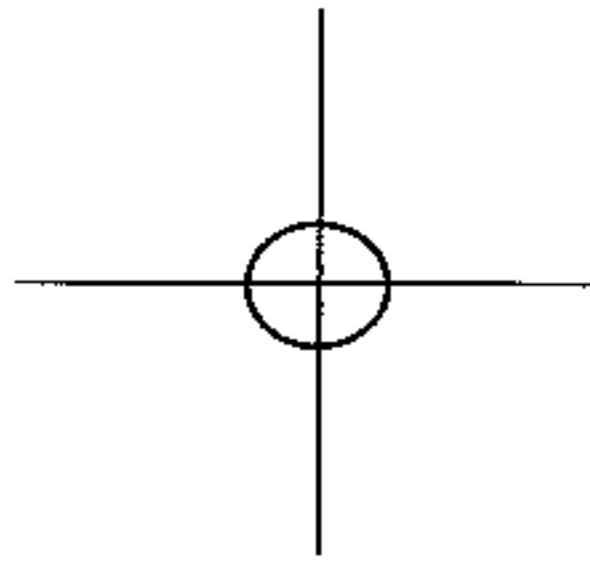
Den Anfang mit dem Schluß zu verbinden ist die Psychologie berufen; ich traute meinen Augen kaum, als sich die Schlußfolgerungen, welche vom Tatbestand der Linguistik her gezogen werden mußten, bei genauerem Zusehen als identisch erwiesen mit einem mir längst vertrauten Ergebnis der Vorstellungslehre. Die Dinge stehen ungefähr so, wie wir sie brauchen, gedruckt in der von mir besorgten vierten Ausgabe des EBBINGHAUSSCHEN Lehrbuches. Nur der Modus des anaphorischen Zeigens nicht, den man außerhalb der

4 K. BRUGMANN, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Abh. der sächs. Ges. d. Wiss. 22 (1904).

Sprache kaum entdecken kann. Im übrigen hatten weder die Autoren, auf die ich mich damals stützte, noch ich selbst eine Ahnung davon, daß die beschriebenen Phänomene bei der Sprachwerdung von Mitteilungsbedürfnissen wichtig, ja grundlegend sind. Die gemeinten Phänomene sollen den Namen „die Deixis am Phantasma“ erhalten. Sie waren, wie ich noch einmal später erkannte, vor uns von ENGEL und PIDERIT entdeckt und an zentraler Stelle in der Ausdruckstheorie (von ENGEL in der Pantomimik und von PIDERIT in der Minik) zur Deutung der Tatsachen herangezogen worden⁵. Freilich alles nur so halb geklärt und halb verstanden, daß man begreifen kann, warum weder Psychologen noch Linguisten auch nur die spärlichste Notiz von ihrer Erstentdeckung genommen haben.

§ 7. Die Origo des Zeigfeldes und ihre Markierung

Zwei Striche auf dem Papier, die sich senkrecht schneiden, sollen uns ein Koordinatensystem andeuten, O die Origo, den Koordinatenausgangspunkt:



Figur 4

Ich behaupte, daß drei Zeigwörter an die Stelle von O gesetzt werden müssen, wenn dies Schema das Zeigfeld der menschlichen Sprache repräsentieren soll, nämlich die Zeigwörter *hier*, *jetzt* und *ich*. Der Sprachtheoretiker soll weder aus philosophischen Abgründen esoterisch zu sprechen anfangen, noch ein ehrfürchtiges Schweigen vorziehen, wenn ihm diese lautlich harmonischen Gebilde im Lexikon begegnen und eine Funktionsbestimmung verlangen. Sondern er soll nur bekennen, es sei zwar höchst merkwürdig, aber doch exakt angebar, wie sie im konkreten Sprechfall fungieren. Wenn ich als Spielleiter eines Wettlaufs das Startsignal zu geben habe, bereite ich die Beteiligten vor: *Achtung!* und kurz darauf sage ich *los!* oder *jetzt!* Das astronomische Zeitzeichen im Radio ist nach geeigneter sprachlicher Vorbereitung

⁵ K. BÜHLER, Ausdruckstheorie, 1933, S. 44 und 74 ff.

ein kurzer Glockenschlag. Das geformte Wörtchen *jetzt* an Stelle des Kommandos *los!* oder des Glockenschlages fungiert wie irgendeine andere *Amblyops-Märke*; es ist *die* sprachliche Augenblicksmärke. So sprechen Wörter sonst nicht zu uns, sondern im Gegenteil: sie lenken uns ab von allem Lautstofflichen, aus dem sie gebildet sind, und vom Akzidentiellen ihres Auftretens; ihr Auftreten wird weder als Zeitmarke noch als Ortsmarke in den Sprechverkehr eingesetzt. Bleiben wir bei dem Begriffspaar Form und Stoff, das sich wie von selbst angeboten hat. An der Lautform der Wörtchen *jetzt*, *hier*, *ich*, an ihrem phonematischen Gepräge, ist nichts Auffallendes; nur das ist eigenartig, daß jedes von ihnen fordert: schau auf mich Klangphänomen und nimm mich als Augenblicksmärke das eine, als Ortsmarke das andere, als Sendermarke (Sendercharakteristikum) das dritte.

Und der naive Sprechpartner hat es gelernt und nimmt sie auch so. Problemlos; was sollte denn auch Besonderes dabei sein? Nur der Logiker stutzt, weil solche Verwendungsweise seine Zirkel wirklich oder nur scheinbar stört; der Logiker ist eben so, daß ihm dies und das an der Welt in die Quere kommt. Aber auf dem Umweg über die Koordinatensystemidee hoffen wir seine Gedanken zu zerstreuen; denn mit der „Setzung“ eines Koordinatensystems hat es ja überall seine besondere Bewandnis, wie der Logiker weiß. In unserem Falle ist es einfach hinzunehmen, das Koordinatensystem der „subjektiven Orientierung“, in welcher alle Verkehrspartner befangen sind und befangen bleiben. Jeder benimmt sich wohlorientiert in dem seinigen und versteht das Verhalten des anderen. Wenn ich die Nase gegen Nase als Kommandant vor einer ausgerichteten Front von Turnern stehe, wähle ich konventiongemäß die Kommandos *vor*, *zurück*, *rechts*, *links* adäquat nicht meinem eigenen, sondern adäquat dem fremden Orientierungssystem, und die Übersetzung ist psychologisch so einfach, daß jeder Gruppenführer sie beherrschen lernt. Daß das klappt, und zwar ohne Denkakrobatik klappt, ist Faktum, und daran wird keine Logik etwas ändern können; wenn sie ihre wahre Aufgabe versteht, versucht sie es auch gar nicht. Nehmen wir, was gute Logiker über die Zeigwörter gesagt haben, voraus und schicken die linguistischen Befunde nach.

1. Eigenartig, wie zwanglos sich im Hauptpunkt zusammenfügt, was die Logik der antiken Grammatiker und die moderne Logistik über die Zeigwörter lehren. Jene stellte fest, daß die deiktischen Wörter nicht wie die Nennwörter eine Wasbestimmtheit (*ποιότης*) angeben, und diese bestreitet, daß sie ebenso einfach objektiv definierbare Begriffszeichen sind wie die anderen Wörter. Mit vollem Recht, und beides gehört innerlich zusammen. Ein für den intersubjektiven Austausch brauchbares „Begriffszeichen“ muß die Eigenschaft

haben, daß es im Munde jedes und aller als Symbol für *denselben* Gegenstand verwendet wird, und das ist (wenn wir vorerst von den Eigennamen absehen) nur dann der Fall, wenn das Wort eine Wasbestimmtheit des Gegenstandes trifft; d. h. wenn es dem Gegenstand beigelegt, für ihn verwendet wird, sofern er die und die nicht grundsätzlich mit dem Gebrauchsfall wechselnden Eigenschaften hat. Das gilt für kein Zeigwort und kann auch gar nicht gelten. Denn *ich* kann jeder sagen und jeder, der es sagt, weist auf einen anderen Gegenstand hin als jeder andere; man braucht so viele Eigennamen als es Sprecher gibt, um in der Weise, wie das Nennwörter vollbringen, die intersubjektive Vieldeutigkeit des einen Wortes *ich* in die vom Logiker geforderte Eindeutigkeit sprachlicher Symbole überzuführen. Und genau so ist es im Prinzip mit jedem anderen Zeigwort auch.

Wo es anders zu sein scheint, wie bei dem Worte *hier*, mit dem alle Wiener auf Wien und alle Berliner auf Berlin hinweisen, da liegt das nur an einer leicht durchschaubaren und den Logiker nicht befriedigenden Laxeit oder Unbestimmtheit der erweiterten Bedeutung dieses Positionszeigwortes. Strenggenommen wird mit *hier* die momentane Position des Sprechers angezeigt und diese Position kann mit jedem Sprecher und mit jedem Sprechakt wechseln. Ebenso ist es völlig dem Zufall anheim gegeben, ob ein zweimal verwendetes *du* zweimal auf den Träger desselben Eigennamens hinweist oder nicht; in dem Verwendungstatus des Wortes *du* ist jedenfalls keine Garantie für ein derartiges Zusammentreffen enthalten. Und darauf allein kommt es bei der vom Logiker geforderten Zuordnungskonstanz von Sprachsymbolen und Gegenständen an. Wo sie vorhanden ist, liegen Nennwörter, wo sie nicht vorhanden ist, liegen keine Nennwörter vor. Das ist in der Tat eine klare Trennung und eine inappellable Entscheidung der Logik in der Frage, ob *ich* und *du* und alle anderen Zeigwörter zu den Sprachsymbolen im Sinne des Logikers gerechnet werden dürfen oder nicht. Die Logistik ist im Recht, wenn sie im ersten Anlauf die Zeigwörter aus der Liste der intersubjektiven Verkehr brauchbaren Begriffszeichen (und damit aus der Liste der sprachlichen 'Symbole') ausstreicht. Verachtet mir die Meister nicht! Zum Beckmesser braucht man darob noch lange nicht zu werden.

Es gibt in jeder Kunst und Wissenschaft Beckmesserereien; ich will hier eine berühren, die im Schoße der neuesten Logik entstanden ist und rasch wieder von ihr abgestoßen werden sollte. Die neueste Entwicklung hat in der Logik imponierende Fortschritte gezeitigt; man hat (ich denke vor allem an RUSSELL) eine Reinigung und Verallgemeinerung und damit eine Leistung vollbracht, die des Vergleiches mit der Schöpfung der Logik durch ARISTOTELES würdig ist. Die Dinge sind auch für die Sprachtheorie von hohem Interesse, wie wir sehen werden. Aber folgendes bedarf der Ausmerzung. Einige

verdienstvolle Logistiker (nicht RUSSEL selbst) sind geneigt, nach der Entscheidung, die wir besprochen und gebilligt haben, dem *ich* und *du* (und, wenn sie konsequent genug sind, auch allen anderen Zeigwörtern) zum mindesten, soweit die Wissenschaft mit ihrer Höchstkultur der sprachlichen Darstellung reicht, so etwas wie eine Ausrottungsabsicht anzukündigen. Sogar die Psychologie müsse diese 'sinnleeren' Wörter entbehren lernen, um eine echte Wissenschaft zu werden, das wird heute von einigen Psychologen und vielen Nichtpsychologen mit Pathos und Überzeugungskraft gelehrt. Ja sogar die Umgangssprache, angefangen von der Kindersprache, wo sie gelernt wird, sollte letzten Endes gereinigt werden von diesen vermeintlichen Überbleibseln aus einer überwundenen Phase der Menschheitsgeschichte; denn sie seien Schlupfwinkel der Metaphysik. Wozu denn noch das *ich* und *du*, wenn das sprechenlernende Kind selbst anfangs seinen Eigennamen an Stelle des viel schwierigeren *ich* verwendet?

Versteht sich, daß kein Denker von wissenschaftlichem Gewicht und einiger Menschenkenntnis, wenn er solche Gedanken über die Sprache im Busen hegt und gelegentlich auch laut werden läßt, sich einer Täuschung über den vorerst rein akademischen Charakter seiner Zukunftswünsche hingibt. Allein sie sind doch da, und es liegt ihnen eine im Grunde so einfache, aber radikale Verknennung der Mannigfaltigkeit praktischer Bedürfnisse, denen die Umgangssprache gerecht werden muß und faktisch gerecht wird, zugrunde, daß man es einem Psychologen und Sprachtheoretiker nachsehen muß, wenn er am systematischen Ort d. h. eben bei der Betrachtung der Zeigwörter eine Bemerkung einfügt, die wie ein Plädoyer für sie aussehen mag. Letzten Endes wird auch diese Bemerkung etwas zur Förderung der Sprachtheorie beitragen können.

Wo steht geschrieben, daß eine intersubjektive Verständigung über die Dinge, so wie sie die Menschen brauchen, nur auf dem *einen* Weg über Nennwörter, Begriffszeichen, sprachliche Symbole möglich ist? Ein solches Axiom ist das proton Pseudos der Logiker, die ich im Auge habe. Es soll hier kein Wort über die wissenschaftliche Sprache und ihren Aufbau gesagt sein; darin stimme ich weitgehend mit ihnen überein und will nur anmerken, daß sie sich die Sache mit dem 'Ich' in der Psychologie doch wohl zu einfach vorstellen. Doch hier nicht mehr darüber; es geht nur um das Wörtchen *ich* und seine Artgenossen in der Alltagssprache. Die Neuzeit hat im Unterschied von den besten Sprachtheoretikern des Altertums faktisch in das Sprachzeichen *ich* etwas zu viel an philosophischen Spekulationen hineingedacht. Befreit davon steckt gar keine Mystik mehr darin. Die Theorie muß von der schlichten Tatsache ausgehen, daß eine demonstratio ad oculos und ad aures das einfachste und zweckmäßigste Verhalten ist, das Lebewesen einschlagen können, die

im sozialen Kontakt eine erweiterte und verfeinerte Berücksichtigung der Situationsumstände und dazu Zeigwörter brauchen. Wenn A, der Partner von B, auf einer Jagd zu zweien das Wild nicht gleichzeitig sieht, was könnte da einfacher und zweckmäßiger sein als eine to-deiktische Geste des B und das dazugehörige Wort, welches den A akustisch erreicht? Wenn A den B aus dem Auge verloren hat, was könnte ihm dienlicher sein als ein *hier* aus dem Munde von B mit klarer Herkunftsqualität? usw.

Kurz gesagt: die geformten Zeigwörter, phonologisch verschieden voneinander wie andere Wörter, steuern den Partner in zweckmäßiger Weise. Der Partner wird angerufen durch sie, und sein suchender Blick, allgemeiner seine suchende Wahrnehmungstätigkeit, seine sinnliche Rezeptionsbereitschaft wird durch die Zeigwörter auf Hilfen verwiesen, gestenartige Hilfen und deren Äquivalente, die seine Orientierung im Bereich der Situationsumstände verbessern, ergänzen. Das ist die Funktion der Zeigwörter im Sprechverkehr, wenn man darauf besteht, diese Funktion auf eine einzige allgemeine Wortformel zu bringen. Diese Formel gilt für alle Zeigarten BRUGMANNs und für alle Modi des Zeigens; für das anaphorische und die Deixis am Phantasma genau so gut wie für die ursprüngliche Art, die demonstratio ad oculos.

Es gibt zum mindesten eine Zeigart, von der man sich kaum vorstellen kann, daß sie in irgendeiner Menschengruppe ganz und gar fehlen sollte. Das ist die Dér-Deixis im Sinne BRUGMANNs. Im logistischen Symbolsystem, das ja auch eine Sprache ist, fehlt zwar die demonstratio ad oculos mit Hilfe to-deiktischer Zeichen, nicht aber deren anaphorischer Gebrauch. Denn Wörter wie *dennach*, also u.dgl.m. zurückverweisende Zeichen, die in jedem Beweisgang vorkommen, sind Zeigzeichen. Man kann irgendwelche optische Symbole für sie einführen, das ändert nichts an der Tatsache ihrer Unentbehrlichkeit. Und wenn man an irgendeine illustrative geometrische Figur sagen wir an die Ecken eines Polygons, wie üblich, Buchstaben schreibt, so ist das eine echte Deixis ad oculos. Denn der Symbolwert dieser dann im Texte verwendeten Buchstaben kann immer nur durch einen Hinblick auf die Figur, also wahrnehmungsmäßig festgestellt werden. Jeder Buchstabe sagt, sich her! ich meine dies.

Die Umgangssprache demonstriert häufiger, mannigfaltiger, sorgloser als die Wissenschaft, das ist wahr. Aber sie erfüllt damit ohne allzuvielen Mißverständnisse und auf kürzestem Wege die elementarsten praktischen Mittelbedürfnisse der Menschen. Der Vorwurf einer unheilbaren Subjektivität, den man immer wieder gegen Wörter wie *ich* und *du* machen hört und konsequent von ihnen auf alle Zeigwörter ausdehnen darf, beruht auf einem mißverstandenen Anspruch, den man von den Nennwörtern her auch an die Zeigwörter stellt. Sie sind subjektiv in demselben Sinne, wie jeder Wegweiser

eine, subjektive, d.h. nur von seinem Standort aus gültige und fehlerfrei vollziehbare Angabe macht. Die Wegweiser rund um eine Stadt zeigen alle eine objektive (geographisch) verschiedene Richtung an unter Verwendung eines und desselben Zeichens, nämlich eines ausgestreckten Armes. Und wenn sie *hier* sagen könnten, gäbe dies eine Wort wieder ebensovielen verschiedenen Positionen an wie das *hier* aus Menschenmunde. Mit dem *ich* ist es genau so.

Wer kritisch gegen Wörter wie *hier* und *ich* und *jetzt* als Verkehrszeichen den Einwand einer unheilbaren Subjektivität vorbringt, muß von den Verkehrsvereinen auch die Entfernung sämtlicher Wegweiser alten Stils verlangen; oder er muß einsehen, daß er sich von einem unhaltbaren, weil zu engen Axiom eine voreilige Meinung über den Sinn jener Wörter hat eingeben lassen. Das sprachtheoretische Axiom, daß alle Sprachzeichen *Symbole* derselben Art sein müssen, ist zu eng; denn einige darunter wie die Zeigwörter erweisen sich als *Signale*. Und von einem Signal darf man nicht dasselbe verlangen wie von einem (reinen) Symbol, weil zwischen beiden ein semantologischer Unterschied besteht. Die Zeigwörter sind eine eigene Klasse von Signalen, nämlich Rezeptionssignale (verschieden von den Aktionssignalen, zu denen der Imperativ gehört). Ein *dér* oder *ich* löst eine bestimmte Blickwendung u.dgl. und in ihrem Gefolge eine Rezeption aus. Der Imperativ *komm* dagegen ist berufen, eine bestimmte Aktion im Hörer auszulösen. Psychologisch Subtileres über die Ordnung, das Koordinationssystem, in welchem die Zeigwörter als Signale klaglos fungieren, folgt im nächsten Paragraphen.

2. Von der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte. Es ist vorerst von nichts als vom *Zeigen* die Rede; selbstverständlich können Positionen, wie alles andere in der Welt, auch durch sprachliche Begriffszeichen angegeben werden. Eine Rede wie 'die Kirche neben dem Pfarrhaus' bestimmt die Position des einen Dinges vom anderen aus und verwendet dazu ein waschechtes Begriffswort, die Präposition *neben*; die Präpositionen im Indogermanischen sind selbst keine Zeigwörter, gehen aber häufig eine Wortreihe mit Zeigwörtern ein. So entstehen Komposita vom Typus, daneben, danach, hierbei' und freie Gruppen vom Typus, von jetzt an, auf mich zu'. In diesen Fügungen wird häufig eine Deixis am Phantasma vollzogen oder sie fungieren zeigend im Modus der Anaphora; es ist zweckmäßig, ihre Behandlung an die Stelle zu verschieben, wo nach einer psychologischen Untersuchung der Zeigmodi die Frage allgemein genug beantwortet werden kann, in welchen Formen Zeigen und Nennen zugleich, sei es durch ein einfaches Wort oder durch ein zusammengesetztes, vollbracht wird.